



REPORTER:INNEN
forum

Die Toten von Lwiw

Jenseits der Front versuchen die Ukrainer, normal zu leben. Aber geht das? Eine Reise durch Lwiw, wo der Friedhof vergrößert werden musste, niemand mehr auf Fliegeralarm reagiert und alle vier Stunden der Strom abgestellt wird.

Manuela Müller, Freie Presse 11.02.2023

Vor Sonnenaufgang liegt die Stadt schwarz in der Nacht, als wäre sie nicht mehr als ein Schatten. Vereinzelte Lichter sehen aus wie Sternbilder. Lwiw spart Strom, um das Netz zu entlasten, so wie alle Städte in der Ukraine. Wann und wo, steht in einer App. Bunte Exceltabellen mit grünen, roten und weißen Vierecken. Grün zeigt an, wann es Strom gibt, rot zeigt an, wann es keinen Strom gibt. Weiß kann alles heißen.

Heute ist von fünf bis neun Uhr rot, dann vier Stunden grün, dann vier Stunden weiß. Es ändert sich täglich. Ein Morgen Ende Januar, und die Menschen von Lwiw machen sich für den Tag bereit:

Iryna, die an der Krakauer Gasse im Souvenirshop arbeitet.

Pater Wsewolod Semenenko, der Trauerfeiern abhält in der Jesuitenkathedrale.

Nasar, Kellner im Restaurant Churrasco.

Igor Khoma, der auf dem Friedhof Touristen zu den Soldatengräbern führt.

Serhij, der das Hotel Loft 7 im Norden des Stadtzentrums managt.

Der Soldat Dmytro, der noch eine Woche Zeit hat für seine Frau und seine Töchter.

In ihrer Stadt wird gelebt, geliebt und seit einem Jahr viel geweint.

Lwiw liegt in der Westukraine, das Sterben findet auf der anderen Seite des Landes statt. Bis zur Front sind es tausend Kilometer. Obwohl niemand ausschließen kann, dass noch einmal russische

Raketen bei Lwiw einschlagen werden, zählt Lwiw zu den sichersten Städten der Ukraine. Achtzig Kilometer bis Polen – und der Frontlinie trotzdem viel näher als den Nachbarn. Lwiw ist im Ausnahmezustand.

Auf den Straßen lärmt es. Als stünde irgendwo eine Kolonne alter Traktoren, die Vollgas geben, als vereinten sich deren Motorengeräusche zum hässlichen Konzert. Der Lärm kommt aus Notstromgeneratoren, die vor den Häusern stehen. Kleine und große Kästen, meistens sind sie bunt. Wenn Stromsperre ist, werden sie angeschaltet. Hausmeister kippen Sprit hinein, sie erzeugen Strom und Krach, es riecht nach Diesel. Die Kästen stehen an jeder Ecke.

Als die russische Invasion begann, suchten Tausende Zuflucht in Lwiw. Lwiw, 700.000 Einwohner, schien ihre sichere Insel. Der Krieg selbst, das Leid, kam nicht als Tsunami nach Lwiw, sondern als Dauerregen. Am Anfang spürten die Menschen wenig, ihr Alltag lief weiter, in der Stadt waren Menschenmassen. Nun macht der Krieg sie Tag für Tag mürber. Viele, die hier Zuflucht suchten, sind inzwischen nach Polen und Deutschland geflüchtet. Es fehlen Touristen, die das Geld in die Geschäfte geben.

Iryna hört den Lärm in ihrem Laden. Gedämpft, aber er ist da. Iryna ist in den Fünfzigern, trägt orangefarbene Locken und eine tintenblaue Kunstfellweste, die fast den Boden streift. Es ist Vormittag. Die Zeit vergeht nicht. Früher kamen viel mehr Touristen in den Souvenirshop, um ukrainischen Nationalstolz zu kaufen. Kühlschrankschrankmagneten mit Ukraineflagge, Schlüsselanhänger, Mützen. Nun gehen Kindershirts gut, auf denen Traktoren Panzer abschleppen. Und das Männerparfüm mit dem Soldatenfoto. Der Mann trägt Stahlhelm, Camouflage und ein Maschinengewehr vor der Brust. Ein Krieg und sein seltsames Marketing. Iryna wartet auf besseren Umsatz, so wie sie gestern gewartet hat und vorgestern. Fast alle Kunden sind Ukrainer.

Die Stadt ist voller Frauen wie Iryna. Verkäuferinnen ohne Käuferinnen. Ältere Frauen, die auf ihr altes Leben warten.

Sie gehen morgens auf den Marktplatz am Rathaus und schauen, welcher Soldat heute in Lwiw begraben wird. Jeden Morgen stellt jemand aus der Stadtverwaltung Tafeln mit ihren Todesanzeigen auf den Markt. Eine Tafel pro Soldat, einen Meter mag sie groß und breit sein. Foto, Name, Geburts- und Sterbetag, welche Lwiwer Schule er besucht hat, Beruf, Bataillon Alles



Männer aus Lwiw. Man kennt die Mütter, die Ehefrauen, die Kinder der Toten. Gestern standen drei Tafeln hier, heute sind es zwei.

Die linke Tafel: „Lwiw sagt auf Wiedersehen zu Iwan Oryschtschin.“

Die rechte: „Lwiw verabschiedet sich von Bohdan Bodak.“

Oryschtschin war 43 Jahre alt und trug Vollbart. Er war Lokführer und ging freiwillig zum Militär, wie schon 2014, als sie die Halbinsel Krim schützen wollten.

Bodak, 39, war IT-Techniker, hatte zwei kleine Töchter und kehrte zum Kämpfen aus Italien heim.

Der Marktplatz gehört einen Tag lang Bodak und Oryschtschin. Man kann sich vorstellen, wie sie als Kinder hier auf den Bänken saßen und Eis gegessen haben.

Bis zu den Särgen von Bodak und Oryschtschin läuft man vom Marktplatz weniger als eine Minute. Soldaten tragen sie in die Jesuitenkirche St. Peter und Paul. Sechs Männer, drei links, drei rechts und ein Sarg auf den Schultern zwischen ihnen. Schnee fällt, das Kopfsteinpflaster glänzt, und vor der Kirche knien Soldaten im Spalier. Oryschtschins und Bodaks Bataillone. Ein paar Frauen, starrer Blick, die Lippen schmal aufeinandergepresst. Sie wirken wie ihre eigenen Wachsfiguren. Kälter kann es nicht werden auf Begräbnissen.

In der Kirche. Links, im Seitenschiff, stehen Wandzeitungen mit Fotos, Hunderte Porträts. Jedes Gesicht gehört einem toten Soldaten. Seit neun Jahren pinnt die Kirchengemeinde Fotos ihrer verstorbenen Kämpfer an die Tafeln. Von 2014 bis 2021 kamen hundert zusammen und im letzten Jahr dreihundert dazu. Nun also Bodak und Oryschtschin.

Über den Fotos spannen sich Schnüre, an denen weiße Tauben aus Papier hängen. Als kämen Friedenstauben im Schwarm geflogen, als müssten es nur viele sein, um den Feind zur Vernunft zu bringen. Die Tauben hängen hoch genug, um sie nicht berühren zu können.

Mag sein, dass Iwan Oryschtschins Mutter die Bilder der vielen Toten kennt. Dass sie ab und zu in die Kirche kommt, um die Fotos anzuschauen. Dass sie erschrickt, wenn sie den Sohn einer Freundin entdeckt. Es ist ihre Stadt und ihre Kirchengemeinde. Man sollte sie heute nicht fragen, vor dem Sarg ihres Sohnes. Heute sieht sie nur den Sarg von Iwan. Sie steht neben dem Sarg, und der



Kummer hat sie krumm gemacht. Aus dem schwarzen Kopftuch hängt ihr blonder Pony. Sie ist eine kleine Frau. Wohl in den Sechzigern. Aber wenn Mütter um ihre Kinder trauern, sehen sie älter aus.

Oryschtschins Vater steht neben seiner Frau und kneift die Augen zu, während der ganzen Zeremonie. Er ist einen Kopf größer als seine Frau und trotzdem noch klein. Das Haar, das ihm blieb, ist weiß wie sein Schnauzbart. Iwan Oryschtschin hatte eine erwachsene Tochter. Ihr Gesicht ist so weiß wie der Bart ihres Großvaters.

Fünfundvierzig Minuten dauert der Abschied. Die Kirchenglocken sind kaum zu hören, draußen zwischen dem Generatorenlärm. Daran wird er sich nie gewöhnen, sagt Wsewolod Semenenko, der Kaplan ist. Ein Mann wie ein Baum im schwarzen Talar. Er sieht, wie die Särge mit Iwan Oryschtschin und Bodan Bodak in Kleinbussen verschwinden.

Semenenko ist 39, bald zwanzig Jahre im Dienst der Kirche, und beerdigt mehr, als er traut und tauft. Er hat wenig Zeit zwischen den Beerdigungen. Heute zwei, gestern zwei, vorgestern eine. Bevor er Feierabend macht, wird man ihm sagen, wie viele es morgen sein werden. Letzte Woche hatten sie eine und diese Woche schon fünf. Es ist erst Mittwoch.

Semenenko geht in die Kirche zurück. Er räumt die Holzgestelle weg, auf denen die Särge standen. Rückt die Stühle zurecht, die sie für die Trauernden aufgestellt hatten. Kehrt die Blumen vom Boden. Gelbe und blaue Blüten. Blumenschmuck in den Landesfarben.

Semenenko steht auf dem Marmorboden, der wie ein Schachbrett aussieht. Zehn Meter sind es bis zum Altar. Er ist Kaplan geworden, weil er Menschen mit Gottes Hilfe durch ihre Krisen helfen will. An Soldaten hat er nie gedacht, als er zur Kirche ging.

Oryschtschin und Bodak hat er nicht gekannt. Aber oft sieht er die Eltern der Toten, das Foto und erinnert sich, wie sie Weihnachten in der Kirche saßen. Manchmal erinnert er sich an weiche Kindergesichter. In neunzehn Jahren als Kirchendiener hat Semenenko gesehen, wie Jungs zu Männern wurden und zu Soldaten.

Einmal im Monat geht er mit den Familien auf den Heldenfriedhof von Lwiw. Sie beten. „Wir müssen beten“, sagt Wsewolod Semenenko. Schlimm nennt er seine Gefühle, aber die der Angehörigen seien schlimmer. Semenenko schaut nach oben zu den gefalteten Friedenstauben, als



wolle er nicht, dass man seine Tränen sieht. Niemand soll denken, dass Gottes tröstender Diener selbst Trost braucht.

Es schneit, so wie es sein soll im Winter in Lwiw, und wie es immer war. Vor vielen Häusern hängt die ukrainische Flagge. Aus der Ferne wirkt es wie ein blau-gelbes Band, das die Stadt zusammenbindet. Lwiw versucht, normal zu bleiben.

Im Licht glänzt das graue Kopfsteinpflaster des Marktplatzes, der geschmolzene Schnee. Ein Straßenmusiker spielt Saxofon, Michael Ross. „I just want to make you happy.“

Das Bonbongeschäft. Zwei Männer mit orangefarbenen Mützen und weißen Shirts ziehen rote Zuckermasse lang und schneiden sie in Stücke.

Die Babulja mit dem lilafarbenen Kopftuch, der hellblauen Schürze und dem selbstgebundenen Hexenbesen. Sie fegt Kippen und Bonbonpapier vom Marktplatz.

Das Churrasco ist ein Eckladen an der Serbengasse. Das georgische Restaurant zählt zu den angesagten Adressen in Lwiw. Fast zweitausend Google-Rezensionen und 4,4 Sterne. Der letzte Eintrag ist ein Jahr alt: „Lecker, gemütlich. Was braucht man noch ...“ Hellbraune Sofas, Kissen, Holz an den Wänden, große Fenster. So planen Innenarchitekten, wenn sie keine Experimente machen wollen. Der Laden gilt als teuer für Lwiw. Trotzdem kann man für weniger als zehn Euro satt werden und sich als Westeuropäer wie daheim fühlen.

Ein Kellner springt sofort an den Tisch, Nasar, 21 Jahre alt, groß mit dunklem Haar und dem Lächeln eines Jungen. Nasar trägt ein weißes Hemd und schwarze Jeans, so ging er schon zur Arbeit, als die Chinesen noch kamen und die Amerikaner, letztes Jahr. Nun kommen kaum noch Ausländer. Wer ist so wahnsinnig und macht Urlaub, wo ein Krieg tobt?

„Wenn wir gewonnen haben, feiern wir sieben Tage lang“, sagt Nasar. Er empfiehlt Chatschapuri, Käsebrot mit Spiegelei. Eine georgische Spezialität, sagt Nasar. Er spielt Schach und Fußball, studiert Geschichte an der Iwan-Franko-Universität von Lwiw und weiß, dass er längst tot sein könnte. Sein Schulfreund ist in Luhansk gefallen und der Onkel seiner Freundin. „Wir sind ein krankes, traumatisiertes Land“, sagt Nasar. Würde das Militär ihn fragen, würde er kämpfen. Aber er hat noch nie gekämpft. Viele Jungs, die nun auf dem Friedhof liegen, waren zuvor auch noch nie



in einem Krieg. Sie kauften sich Waffen und gingen freiwillig kämpfen. Nasar hat keinen Brief vom Militär und drängelt nicht. Er sei nicht lebensmüde, sagt er.

Vom Restaurant Churrasco bis zum Lytschakiwski-Friedhof läuft man zehn Minuten. Der Friedhof hat bei Google noch mehr Sterne als Nazars Restaurant. 1701 Bewertungen, die letzte ein Jahr alt. Seit Kriegsbeginn scheint niemand mehr ihre Ausflugsziele zu rezensieren.

Auf dem Friedhof liegen Berühmtheiten begraben. Viktor Schukarin, ukrainisch-sowjetischer Kunstturner, siebenmal Gold, dreimal Silber und einmal Bronze bei Olympia. Iwan Franko, der Dichter, dessen Namen die Universität von Lwiw trägt.

Für manche ist der Lytschakiwski-Friedhof so schön wie der Père-Lachaise in Paris, allein wegen der Grabmale. Für manche liegt hier alles, was ihnen im Leben lieb war. Die Zukunft, das Glück, verschwunden für immer unter einer zwei Meter dicken Erdschicht.

Pawlo Rumanskyj, 19 Jahre alt, starb am 20. November in Bachmut. Seine Eltern stehen vor seinem Grab, wie jeden Tag. Sie haben Pawlo einen Schokoriegel mitgebracht, er liegt nun neben Bonbons und zwischen Blumensträußen. Auch Weihnachten haben sie hier mit Pawlo gefeiert. Der kleine Christbaum steht immer noch da. An dem Kreuz, das im Grab steckt, hängt ein Foto ihres Sohnes. Er trägt den Fleecepulli der Armee und lächelt in die Kamera. Die Bäume hinter dem lächelnden Pawlo sind kahl und die Wiesen herbstbraun. Kurz danach muss er gestorben sein. Es kann nicht viel Zeit vergangen sein zwischen dem Foto und dem 20. November.

Der Vater legt den Arm um die Mutter. Ein Mann mit Mütze und ein bisschen Bart und eine Frau mit langem Daunenmantel. Sie sind grau im Gesicht.

Der tote Soldat Pawlo Rumanskyj liegt in einem frischen Gräberfeld. Auf jedem Grab steckt eine blau-gelbe Fahne und ein Kreuz. Man sieht auch die rot-schwarzen Fahnen der Ukrainischen Aufstandsarmee, die im Zweiten Weltkrieg eine Zeit lang mit den deutschen Nazis kollaboriert hatte. Die antisowjetischen Partisanen der Ukrainischen Aufstandsarmee werden historisch zwiegespalten gesehen. Sie töteten im letzten Weltkrieg Zehntausende Polen und kämpften bis in die Fünfzigerjahre gegen die sowjetische Besatzung. Hier scheint es, als verehere man sie mehr, als dass man sie verachtet.



An jedem Kreuz hängt ein Foto. Mehr als 300 Soldaten wurden seit dem Frühjahr hier beerdigt, viele zwischen 20 und 30 Jahre alt. Es sind längst nicht alle Kriegstoten aus Lwiw, weil die Stadt ein Dutzend Friedhöfe hat, auf denen Soldaten begraben werden. Dieser ist nur der berühmteste.

Ihor Choma heißt der Mann, der alles im Kopf hat über den Lytschakiwski-Friedhof. Choma ist groß, rundlich und 46 Jahre alt. Früher sei er Journalist gewesen, sagt er, heute lotst er als Stadtführer Touristen zu den Gräbern der Berühmtheiten. Ukrainer kommen und Polen, sagt Choma: „Die Polen trauen sich trotz Krieg noch in die Ukraine, und die Ukrainer machen Urlaub in Lwiw.“

Sein Blick ist seltsam heiter für einen Friedhof. Wer jeden Tag Eltern trauern sieht und auf einem Friedhof arbeitet, der sich schneller füllt, als man Gräber ausheben kann, entwickelt Grimassen. Die ersten toten Soldaten haben noch auf den richtigen Friedhof gepasst. Danach ist dieses Feld neben der Friedhofsmauer entstanden, das sie Marsfeld nennen, benannt nach dem römischen Kriegsgott. Eine Notlösung. Ausgerechnet hier stand ein Denkmal zu Ehren der sowjetischen Armee.

Ihor Choma steht neben zwei frisch ausgehobenen Gräbern, es ist kurz nach drei, bald müssten die Beerdigungen beginnen. Es sieht, dass das Marsfeld bald voll sein wird. „Ich denke, in einem Jahr haben wir Frieden“, sagt Choma und verschränkt die Arme vor der Brust.

Ihor Chomas Füße sind kalt, der Boden knistert unter seinen Füßen, die Särge sind immer noch nicht da. Dafür heulen die Sirenen wieder. Der dritte Fliegeralarm an diesem Tag, und Choma steht da, als würde er nichts mitbekommen. Er war schon lange nicht mehr im Keller wegen Bombenalarm. „Wir hatten nur in den ersten Monaten Angst“, sagt Choma. Wahrscheinlich sei wieder einer dieser Aufklärungsflieger am Himmel unterwegs, sagt er. Man hört seine Stimme kaum – die Sirenen. Er steht da und schaut in den grauen Himmel, sieht aber nichts.

Ihor Chomas bester Freund war leichtsinnig. Er kämpfte in Luhansk, ließ die schusssichere Weste weg, weil sie so schwer ist, geriet ins Gefecht und wurde getroffen. Jetzt liegt er im Militärkrankenhaus von Lwiw und wird wohl sterben. Er wäre der erste Kriegstote, den Ihor Choma kennt.

Choma hatte Glück, als im Frühjahr Raketen bei Lwiw einschlugen. Eine habe den Wald hinter seinem Haus getroffen.



Choma würde jetzt lieber zu den Gräbern der Berühmtheiten gehen. Eine Frau, die er grüßt, kommt mit einem Stoffbeutel voller Grablichter, zieht von einem Kreuz zum nächsten und betet. Drüben innerhalb der Friedhofsmauer liegt die berühmte ukrainische Opernsängerin Salome Kruschelnytska. Die Orpheus-Statue auf ihrem Grab findet er hübsch. Wenn Steinplatten über Gräbern liegen, haben sich die Gefühle beruhigt. So weit ist es bei den Soldatengräbern noch lange nicht.

Auf der anderen Straßenseite steht ein Imbiss. Ihor Choma holt sich einen Kaffee im Pappbecher. Die Wärme zieht sofort hinein. Durch die Pappe in seine Hände. Es macht ihn zufrieden.

Lwiw mag eine der vielen ukrainischen Städte sein, in denen man das Normale sehen und den Krieg nicht ausblenden kann. In den Schaufenstern hängen immer noch Brautkleider und an den Litfaßsäulen frische Plakate. Vivaldis „Vier Jahreszeiten“ kann man demnächst im Opernhaus hören und „Die Zauberflöte“ von Mozart. Am Imbiss stehen Schulkinder. Cheeseburger, doppelte Cheeseburger, Dönerbox. Sie überlegen noch. Die kleinen Busse im Stadtverkehr sind meistens gelb und meistens voll. Überall mischen sich Soldaten ins Bild.

Das Hotel Loft 7 steht am Stadtrand in einer Seitenstraße. Ein rot verklinkertes Haus zwischen dem Hellgrau des Stadtviertels. Die Nacht kostet achtzig Euro, obere Mittelklasse für Lwiw. Man bekommt schon Zimmer für zwanzig Euro. Immerhin die Hälfte des Loft 7 ist belegt. Die Zimmer sind groß, und das Hotelrestaurant liegt im Dachgeschoss. Man versinkt in gelben Sofas. Morgens kann man Lachs essen und der Stadt durch Panoramafenster beim Aufstehen zuschauen.

Serhij arbeitet an der Rezeption. Wenn Bombenalarm ist, gehen sie durch das Haus und klopfen an jedes Zimmer, nur um sicherzugehen. Meistens kommen Familien mit Kindern in den Keller. Heute saßen sie dort auf den schwarzen Klappstühlen und haben gewartet. Sie haben die Wolldecken nicht gebraucht, die in der Ecke liegen. Es habe nur zwanzig Minuten gedauert, sagt Serhij.

Wer hätte gedacht, dass der Hotelkeller zum Luftschutzraum wird? Serhij starrt ratlos an die weiß gefliesten Wände. Platz für die Stühle ist nur auf dem schmalen Gang, sonst würden sie im Weg stehen. Hier unten ist die Wäsche. Man hätte eine kleine Küche, wenn man sie bräuchte, und einen Notausgang.

Serhij ist überrollt worden vom Krieg. Als es losging, hat er in Lwiw eine Wohnung für seine Eltern gemietet. Im März sind sie aus Charkiw hergezogen. Am Anfang seien die Wohnungen überteuert gewesen. Nun stehe einiges leer.

Serhij ist stolz auf das Loft 7. Es habe immer Strom, sagt er, obwohl das Netz bis zu zwölf Stunden am Tag ausfalle. Sie schalten dann den Generator an, der draußen Höllenlärm macht, aber das Geschäft am Laufen hält. Er zählt nicht mit, dass es zwischendrin, bis die Kiste läuft, eine halbe Stunde dunkel bleiben kann.

Am Morgen. Ein Mann mit Krücken humpelt ins Hotelrestaurant, vor ihm zwei schüchterne Mädchen. Die Große dreht sich ein paarmal um. Kommt er? Er humpelt hinterher. Er heißt Dmytro. Badeschlappen, schwarze Jogginghosen, schwarzes Shirt. Der Kopf ist rasiert, das Gesicht sieht jünger aus als 52 Jahre. Dmytro ist Gast im Loft 7, und das Loft 7 für ihn wie ein Ausflug von der Hölle in den Himmel.

Man sieht nicht, dass er Soldat ist. Dmytro kann sowieso nicht kämpfen. In Bachmut ist er vom Panzer gesprungen, umgeknickt und hat sich den Fuß gebrochen. So banal kann es sein. Er wurde nach Lwiw ins Militärkrankenhaus gebracht. Seine Frau und die Töchter kamen vergangene Woche, als er entlassen wurde, aus Spanien nach Lwiw geflogen. Jetzt, nach einer Woche, sage die zweieinhalbjährige Hanna endlich „Papa“ zu ihm. „Sie hat mich nicht erkannt“, sagt Dmytro. Schon einen Monat vor Kriegsbeginn hatte er seine Familie nach Spanien gebracht. Er habe kommen sehen, dass es eskaliert mit den Russen.

Dmytro setzt sich mit den Mädchen an einen Tisch. Er füttert Hanna mit Rührei. Alina, die neun ist, sitzt schüchtern daneben. Sie sehen aus, wie Familien an Hotelfrühstückstischen aussehen. Ein Vater mit zwei Töchtern. Die Mutter wird später kommen.

Jeden Tag haben sie per Video telefoniert und Handküsschen über Handybildschirme ausgetauscht. Es ist trotzdem, als würden sie sich neu kennenlernen. Heute wollen sie ins Oceanarium von Lwiw fahren. Ein Aquarium mit Meeresfischen. Dmytro wird Jeans und Anorak tragen und aussehen wie früher. Eine Woche haben sie noch zusammen. Die Normalität einer Soldatenfamilie in einem Land zwischen Leben und Tod. Dmytro wird wieder nach Bachmut gehen, sobald er wieder von Panzern



REPORTER:INNEN
forum

springen kann. Hanna schiebt den Teller weg. Dmytro versucht, sie zu füttern. Auf den ersten Blick wirkt alles normal.